

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 85.

Sonntag, 9. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blüß.

(Nachdruck verboten.)

Desto lebhafter wurde der Baron. Er war direkt begeistert von der holden Naivität Lucies, und er machte gar kein Hehl daraus.

„Nun, wie gefällt Ihnen denn die heutige Vorstellung, mein gnädiges Fräulein?“ fragte er dann schnell.

Jetzt wich die Befangenheit, und sie antwortete freundlich: „O, ich bin ganz begeistert.“

„Na, das freut mich aber wirklich. Sie lieben wohl die Wagnerische Musik?“

„Ganz außerordentlich!“

„Dann müssen Sie nächsten Dienstag kommen, da ist „Kristan und Holde“ mit der Bleichinger und Krauß, da werden sie erst staunen.“

Sofort fiel Schwester Marie ein: „So, nächsten Dienstag? Aber natürlich kommen wir! Gleich morgen werde ich für die Billerts sorgen. Es ist Ihnen doch recht, Fräulein Lucie, was?“

Diese erwiderte ein wenig kleinlaut: „O ja, gewiß, recht gern.“ — Zwar die Hoffnung auf ihre Lieblingsoper erfüllte sie mit Freude, dennoch aber erklang es wie eine warnende Mahnung in ihr.

Sie sprachen dann noch über Alltägliches, und der Baron war hinausgesetzt voll von diskreter Liebenswürdigkeit zu Lucie; lange währte das aber nicht, denn das Glockenzeichen zum neuen Akt ertönte. Als man sich trennte, sagte der Baron: „Auf Wiedersehen also am Dienstag.“ Worauf Schwester Marie ihm freudig zunickte. Lucie erwiderte nichts.

Raum sahen die beiden Damen wieder, da fing Schwester Marie leise an: „Nun, ist er nicht wirklich ein liebenswürdiger Mann?“ Ach, Sie sollten ihn nur kennen, wie ich ihn kenne! Seine verstorbene Frau hat er direkt auf den Händen getragen. Eine Seele von Mann ist er, der wirklich ideale Gatte. Und er kann mir so leid tun, der arme, reiche Mann. So ganz einsam lebt er. Wohl möchte er recht gern wieder heiraten, nur kann er nicht die Frau finden, die er sucht.“

Da der Vorhang sich hob, wurde es still.

Der letzte ergreifende Akt begann. — Tannhäusers Heimkehr und Todesqualen am Sarge der hehren Elisabeth. — Atemlos lauschte Lucie. Alles, was oben geschoben war, es verschwand, — nur diesen Tönen, diesen himmlischen Tönen mußte sie lauschen, — sie wurde hinausgehoben, hinweggetragen von dieser Alltagswelt, — sie lebte mit den Gestalten, die Wagners Genius geschaffen hatte, in einer anderen, in einer reineren Welt. Als die Oper zu Ende war, sah sie wie traumbevangen da, erst der laute Beifall weckte sie zum Leben.

Als sie später im Wagen saßen und nach Hause fuhren, wollte Schwester Marie noch einmal von dem Baron anfangen, doch sie unterließ es, da sie sah, daß Lucie mit allen Gedanken noch bei der Aufführung war. So sprachen sie nur wenig.

Zu Hause angekommen, drückte Lucie der Nachbarin dankbar die Hand und verschwand schnell.

Auch der Mama, die noch munter war, stand sie nur kurz Rede, daß es herauschend schön gewesen wäre. Dann sagte sie herzlich Gutenacht und schlüpfte in ihr Zimmerrösch. Allein, nur allein sein! Nichts, nichts sprechen! Das Herz war ja so voll.

In dieser Nacht lag Lucie lange wach.

Alles in ihr war in Aufregung. Die wundervolle Musik klang ihr noch immer in den Ohren. Die ergreifende Darstellung des gewaltigen Dramas fesselte unausgesetzt ihre Phantasie. Und das ganze bunte Bild des Theaterfaales, mit seinen tausend Lichtern und mit dem eleganten Publikum erstand immer wieder vor ihren Blicken. Sie war ganz aus ihrem grauen Alltag herausgerissen und in eine neue, helle und lebendige Welt hinausgeführt worden.

Eine Fülle von Glanz und Schönheit flirrte und flimmerte noch immer in allen ihren Sinnen, so daß sie sich noch gar nicht wieder in die Enge und Einsamkeit ihres Stübchens hineinfinden konnte.

Und zum ersten Male, seit dem Unglück ihrer Familie, empfand sie nun in aller Schwere die drückende Last der Armut. Fürchtbar war es, wenn man mit reichen Ansprüchen ans Leben erzogen war und dann plötzlich in das bitterste Elend hinabgestoßen wurde!

Auch am nächsten Morgen, als sie nach kurzem, traumschweren Schlaf erwachte, wollten diese Gedanken nicht von ihr weichen, und sie brauchte alle Kraft, um nicht merken zu lassen, wie erdrückend eng und armlich ihr heute die ganze Wohnung vorkam.

Am Nachmittag kam Jensen.

Er brachte eine Überraschung für die Mama mit, einen Korb mit neuen Weintrauben, denn er wußte, daß die alte Dame sie gern aß.

Frau Luise war denn auch auf das angenehmste überrascht und bedankte sich herzlich dafür.

Auch Lucie freute sich ehrlich über diese zarte Aufmerksamkeit und mit treuherzigem Freundschaftsgruß hieß sie ihn willkommen und sagte ihm ein paar liebenswürdige, gutgemeinte Worte, so daß Jensen ganz beglückt war und es sogar wagte, ihr die Hand zu küssen, was sie lächelnd duldete.

Als die Mama beide so nebeneinander stehen sah, dachte sie: Wahrhaftig, Kurt hat recht. Nun, wie Gott es will. — Aber sie hütete sich, zu der Tochter etwas davon verlauten zu lassen. Nein, sie wollte alle Entscheidung in Lucies Hand legen.

Raum war Jensen gegangen, als Schwester Marie erschien. Sie hatte bis jetzt wichtig zu tun gehabt und war in der Stadt gewesen.

Noch einmal wurde der gestrige Abend vor Lucie lebendig, und jetzt plötzlich gedachte sie auch wieder des Barons.

Es war, als fiele mit einem Male ein häßlicher Schatten auf das schöne helle Bild, das in ihrer Seele lebte.

Und nun erwog sie ganz ernsthaft die Frage, ob sie nicht besser täte, keine Vorstellungen mehr mit der Nachbarin zu besuchen, um den Begegnungen mit dem Baron zu entgehen.

Sie wurde plötzlich stiller als sonst und widmete sich ganz ihrer Arbeit. Nur im geheimen bohrte unausgesetzt die Frage an ihr: Was tun? Was tun?

Auch all die folgenden Tage kämpfte sie denselben Kampf in sich durch. Immer wieder kam die heiße Sehnsucht nach dem Leben, nach der hellen lichten Schönheit. Immer wieder packte sie der Hauch, den diese himmlische Musik auf sie ausströmte, immer wieder zog es sie mit allen Gedanken hin zu dem glänzenden Saal, wo sie so unvergeßlich herrliche Stunden durchlebt hatte — ebenso oft erklang immer wieder die zur Vorsicht mahnende Stimme in ihr wie eine leise aber bestimmte Warnung.

Was tun, was tun?

Jeden Tag, so oft die Nachbarin kam und man vom kommenden Dienstag sprach, erneuten sich dieselben Kämpfe in ihr, und immer wußte sie noch nicht, wie sie sich entscheiden sollte.

Als aber der Dienstag da war und Schwester Marie mit zwei Parkettplätzen kam, da siegte der Drang nach Leben und Freude in ihr, und sie ging mit.

Bevor man sich verabschiedete, sagte die Pflegerin zur Mama: „Die Vorstellung wird heute wohl später aus sein als sonst; erstens ist diese Oper länger als die meisten anderen, dann aber ist für heute der Kaiserliche Hof angesetzt, da die Herrschaften in der großen Pause zu souperieren pflegen, wird es also wohl noch später werden.“

Frau Duise nickte nur, wünschte viel Vergnügen und erwiderte, daß sie nicht lange ausbleiben, sondern sich wie gewöhnlich zur Ruhe begeben würde.

Lucie brannte vor Begierde, das ihr so lieb gewordene Bild wiederzusehen. Der Wagen, obgleich er nur so dahinfuhrte, schien ihr nicht von der Stelle zu kommen. Ihre Gedanken eilten weit, weit voraus.

Schwester Marie, die sie seit langer Zeit schon heimlich beobachtet hatte, lächelte vor stiller Freude, überlegen in sich hinein; denn das alles hatte sie ja längst vorausgesehen.

Endlich, endlich war man zur Stelle.

Als Lucie den Saal betrat und der flirrende Glanz und die schimmernde Pracht sie umfing, war sie rein berauscht, so daß sie sich an der Lehne eines Sessels halten mußte.

Durch die Anwesenheit der Majestäten und des Hofstaates gestaltete sich das Aussehen des Saales heute um ein Wesentliches feierlicher als neulich. Alle Damen waren in großer Toilette erschienen, die meisten Herren im Frack; dazu die bunten Uniformen, die funkelten und blühenden Orden und Diamanten. Es war ein alle Sinne fesselndes, packendes Bild.

Aus dem ersten Rang nickte Baron Leuben herunter. Schwester Marie dankte ihr freundlich, Lucie indes hielt das Opernglas vor und sah nach der anderen Seite, um dem Gruß zu entgehen.

Dann erscholl das dreimalige Aufklappen des Generalintendanten, das die Nähe des Kaiserpaares ankündigte, und gleich darauf erschienen beide Majestäten mit Gefolge in der großen Loge.

Alle Anwesenden erhoben sich zu stiller Guldigung. Lucie war so erregt von diesem nie gesehenen Bild, daß sie starkes Herzklopfen bekam.

„Nun, was sagen Sie dazu? Ist das nicht sehr interessant? So was sehen Sie so bald nicht wieder“, flüsterte die Nachbarin ihr zu. „Da oben ist auch der Baron. Schauen Sie nur mal hin. Er möchte Ihnen, wie es scheint, guten Abend sagen.“

Zur Ausführung kam dieser Wunsch aber nicht; denn das Glockenzeichen erklang und die Musik begann.

Lucie war wieder gähmend, weltenthoben sah sie da und tauschte mit allen Nerven. Und als sich dann der Vorhang hob und das Leben und Treiben auf dem

Schiff begann, da hatte sie vollends ihre ganze Umgebung vergessen und achtete nur auf das, was da oben geschah.

Erst als der erste Akt zu Ende war, fand sie sich wieder ins Leben zurück.



Noch ist es Tag, da rühre sich der Mann,
Die Nacht tritt an, wo niemand wirken kann.

Goethe.

Steuern jetzt und einst.

„Besteuert ist die ganze Welt
Und alles drum und dran;
Gewerbe, Handel, Gut und Geld,
Weg, Wasser, Weib und Mann.
Wem wäre nicht das Leben teuer,
Wofür man zahlt so hohe Steuer.
Besteuert ist der Bissen Brot,
Den man im Schweiß gewinnt;
Besteuert ist sogar der Tod,
Weil wir am Ziele sind. . . .“

Mit diesen Versen machte einst Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der Dichter unseres Nationalliedes „Deutschland, Deutschland über alles“, seinem Unmut über die vielen Steuern Luft, die der Staat von seinen Bürgern verlangt. Sicherlich aber hätte der Dichter, der diese Verse im tiefen Frieden schrieb, in Kriegszeiten ganz anders gesprochen. Zu den harten Notwendigkeiten, die der Krieg mit sich bringt, gehört naturgemäß auch eine Vermehrung der Steuerlasten, die aber heute durchweg mit derselben ruhigen Selbstverständlichkeit aufgenommen wird wie jedes andere Kriegsoffer. Während die neuen Kriegssteuern gegenwärtig im Reichstag zur Beratung kommen, sei daran erinnert, daß man in früheren Zeiten der Kriegsbedrängnis noch zu ganz anderen Steuern als den heute vorgeschlagenen seine Zuflucht nehmen mußte. Am 11. März 1809 erschien z. B. in Preußen eine königliche Verordnung, in der erklärt wurde, daß es zur Zahlung der Kriegskontribution an Frankreich notwendig sei, daß in ungemünzten edlen Metallen und in Juwelen im Lande brachliegende Kapital möglichst in Umlauf zu bringen und zu benutzen. Die Münzämter sollten alles goldene und silberne Gerät ankaufen. Der Wert hierfür wurde jedoch nicht in barem Gelde, sondern in neu auszugebenden Münzscheinen gezahlt. Wer sein Edelmetall behalten wollte, mußte es amtlich stampeln lassen und als Abgabe ein Drittel des Wertes, bei Juwelen nur ein Sechstel, an den Staat entrichten. Selbst auf den Gebrauch der mit goldenen oder silbernen Treppen besetzten Bedientenkleidung war eine Steuer von 5 Taler gelegt. Das Gesetz bestimmte ferner, daß jeder verhehlte Schmuck konfisziert werden und in dessen Wert sich der Angeber sowie die Ortsarmenlasse teilen solle. Durch die harte Kriegsnot jener Tage lassen sich diese seltsamen Maßnahmen jedenfalls erklären. Aber auch zu Zeiten, in denen das Land keineswegs vom Kriege bedrängt wurde, sondern im tiefsten Frieden lag, griff man einst in Preußen zu Steuern, an die die Steuern, die jetzt bei uns zur Ausschreibung gelangen, nicht im entferntesten heranreichen. Das war besonders unter der Regierung des ersten preussischen Königs Friedrich I. der Fall, der durch seine Prachtliebe die Regierung des Landes in arge finanzielle Bedrängnis gebracht hat. Damals besteuerte man sogar die Karren in Berlin, weil diese, wie die betreffende Verordnung sagte, das Strampflaster der Residenz ruinierten.

Zu jener Zeit trug alle Welt jene aus Tier- und Menschenhaaren verfertigten künstlichen Kopfbedeckungen; für eine solche Allongeperücke, die zumeist aus Frankreich bezogen wurden, zahlte man 200 bis 300 Taler. Friedrich zog aus der allgemeinen Narretei gerechten Vorteil und legte eine hohe Steuer auf Perücken. Für jede aus der Fremde eingeführte Perücke mußte der vierte Teil ihres Preises an Abgabe gezahlt werden. Die lächerlich hohen Häuben der Frauen, welche damals Mode waren, Fontangen genannt, wurden mit je einem Taler besteuert. Wer es wagte, mit einer unbesiegelten Perücke auf die Straße zu gehen, der mußte nicht nur eine Strafe zahlen, sondern auch gewärtigen, daß ihm auf öffentlichem Markt irgend ein Allzubeamt die Haarfrisur vom Kopfe riß. Häufig wurden Hausdurchsuchungen nach unbesteuerten Perücken angestellt. Besonders wirksam war die

Steuer, welche im Jahre 1704 auf die unentbehrlichsten Kleidungsstücke gelegt wurde. Damit sich niemand dem nötigen Steuerbeitrag entziehen könne, trieb man von Schuhen und Stiefeln, Pantoffeln, Strümpfen und Hüten, von jedem Stück einen Groschen ein, denn unbekleidet konnten die Bürger doch nicht gehen. Wer Tee, Kaffee oder Schokolade trinken wollte, mußte sich einen Erlaubnischein lösen, der jährlich 2 Taler kostete. Unmittelbar nach Beginn seiner Regierung, am 14. Oktober 1688, bestimmte Friedrich I., daß alle Beamten 10 v. H. von ihrer Besoldung als Steuer zahlen mußten, und am 8. Mai 1691 führte er die Kopfsteuer ein, welche den Zweck hatte, alle Einwohner des Landes ohne Unterschied zu den Staatsausgaben heranzuziehen. Die ärmste Tagelöhnerfamilie, ja jedes Gänsemädchen mußte den bestimmten Beitrag von mindestens 4 Groschen leisten. Auch der König und die Königin zahlten diese Steuer, und zwar bestimmte Friedrich für sich 4000 Taler, für die Königin 2000 Taler. Nach der Krönungsfeier in Königsberg war noch eine besondere Krönungssteuer eingeführt worden. Vollständig gerechtfertigt nach der Meinung vieler Junggesellen, ungerechtfertigt aber nach der der Jungfrauen war die Bestimmung, daß alle „unverheirateten Frauenzimmer“ vom höchsten Rang an bis zum Dienstmädchen vierteljährlich 6 Groschen noch besonders „ver-alzisen“ mußten. Einleuchtender war schon die Steuer auf Spielkarten. Außerdem hatte, da viele Steuern damals an Unternehmer verpachtet wurden, ein Kommerzienrat Kreutz eine Steuer auf Schweineborsten erfunden und gepachtet. Ein königliches Edikt befahl, daß jeder kurz vor Johanni seinen Schweinen die Borsten ausraube und an die Kommissarien abliefern, von denen sie die Bürstenbinder zu kaufen gezwungen waren. Am 4. Juli 1709 erschien dieserhalb ein Erlass, in dem es heißt: „Wer den Kommerzienrat Kreutz oder dessen Kommissen mit schimpflichen Worten angreift, soll sofort ohne weiteren Prozeß mit Gefangenschaft belegt und ebenso gegen die Übertreter des Schweineborsten-Handlungs-Privilegiums verfahren werden.“ Für derartige feltame Steuern ist in unserem heutigen Staatswesen kein Raum vorhanden. Sollten die Steuern, die die deutsche Regierung gegenwärtig verlangt, sich als nicht ausreichend erweisen, so wird man aber sicher in der Lage sein, noch manche andere geeignete Steuerchjellette ausfindig zu machen.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Die literarische Armee des Generals Sarraïl. Da der französische General Sarraïl und die ihm unterstellten Truppen in Saloniki keine Gelegenheit haben, kriegerische Ehren zu gewinnen, ist die Pariser Presse eifrig bemüht, das Expeditionsheer auf andere Weise herauszustreichen, um das Interesse des Publikums für die Saloniki-Armee wachzuhalten und über die Untätigkeit auf dem Balkan wenigstens einen lebenswichtigen Schleier zu breiten. Neuerdings entdeckt der „Tri de Paris“, daß die Saloniki-Armee große Werte besitzt, und zwar — vom Standpunkt der Literatur. „Niemand kann mehr daran zweifeln“, schreibt das Blatt, „daß der Krieg auf dem Balkan das Interesse der gebildeten Franzosen für den Orient in stärkster Weise erregt. Wer immer bei uns sich vor dem Kriege mit der Feder betätigte, bemüht sich, zur Armee des Generals Sarraïl nach Saloniki zu kommen. Das Kriegsministerium ist überschwemmt mit Bittschriften aus intellektuellen Kreisen, die sich um die Zulassung zur Saloniki-Armee drehen. So ist der Dichter Pierre Mortier beim Stabe in Saloniki, Ricciotto Camudo und Jean José Krappa sind dort als Leutnants tätig. Jaques Michopin ist als Flieger in Saloniki stationiert, und Henri Bernstein dient dem englischen Balkankorps als Dolmetsch.“ Wir wollen nicht bezweifeln, daß die genannten Schriftsteller wirklich in Saloniki die französische Uniform tragen; was wir aber um so mehr bezweifeln, ist, daß der Boulevard-Dramatiker Henri Bernstein und Genossen imstande sein werden, dem General Sarraïl in Saloniki zu jenem Vorbeizug zu verhelfen, den er bis jetzt nicht zu erlangen vermochte.

Der prophetische Londoner Bankier. Der Krieg, der alles verändert, ist auch auf die vielgerühmte Kühle des englischen Gemüts nicht ohne Einfluß geblieben. Während anfangs nur in Frankreich die mehr oder minder zweifelhaften Kunst mythischer Deutungen und Prophezeiungen gläubige Jünger fand, wurde im weiteren Verlauf der Ereignisse auch der kalte Geist

der Briten von diesem Fieber angesteckt. Nun hat auch London seinen Kriegspropheten, und der „Excelsior“ weilt hierzu Näheres zu berichten: Ein Offizier in London, der sich an die Front begeben wollte, stattete seinem Bankier, mit dem ihn eine persönliche Freundschaft verband, vor seiner Abreise im Herbst 1915 einen Abschiedsbesuch ab. „Sie werden nicht lange von England wegbleiben“, bemerkte der Bankier; „in kurzer Zeit werden Sie mit einer leichten Verwundung an der Hand zurückkehren.“ Und wirklich wurde der Offizier bereits nach wenigen Wochen an der rechten Hand verletzt. Als er sich nach der Heilung wieder von dem Bankier verabschiedete, sagte dieser: „Diesmal werden Sie längere Zeit im Felde sein, dann aber werden Sie ziemlich schwer am rechten Bein verwundet werden.“ Als der Offizier, der am rechten Bein von einem Geschosssplitter getroffen wurde, zum zweiten Male nach London kam, fragte er den prophetischen Geldmann: „Da Sie mir meine Verwundungen so richtig voraussagten, werden Sie mir wohl auch verkünden können, wann der Krieg zu Ende sein wird?“ Worauf der Prophet erwiderte: „Der Krieg wird am 17. Juni 1916 beendet sein. Aber ich werde den Frieden nicht mehr erleben, da ich kurz nach Neujahr sterben werde.“ Und der Bankier starb auch wirklich am 2. Januar 1916. Seit seinem Tode spricht man in ganz London davon, daß der Krieg nur bis zum 17. Juni dauern werde. . . . Der „Gaulois“ aber, der dieses Geschichtchen jetzt wiedergibt, fügt mit unfreiwilliger Offenheit hinzu: „Also Gott sei Dank nur noch drei Monate!“

Der Krieg gegen die Motten. Jedesmal, wenn der Frühling ins Land zieht, müssen sich unsere Hausfrauen zu einem Feldzuge gegen einen verderblichen, schlimmen und hartnäckigen Feind rüsten. Es handelt sich um den Krieg gegen die Meidermotte, die, wenn wir ihrem Treiben kein Ziel setzen, ein arges Zerstörungswerk an den Woll- und Pelzsachen, an Stoffvorhängen, Polstermöbeln usw. anrichtet. In und vor den Läden der Drogergeschäfte liest man jetzt vielfach die Aufschrift: „Die Motten kommen!“ Eigentlich bedarf es dieses Hinweises nicht, denn jeder sieht jetzt die kleinen schädlichen Mottenschmetterlinge in den Wohnungen umherfliegen. Die in Rede stehende Aufschrift ist aber sachlich nicht ganz zutreffend, denn die Motten kommen nicht gleich den Schwärmen und anderen Zugvögeln aus südlichen Ländern zu uns, sie haben sich vielmehr verpuppt eine geraume Zeit hindurch an Stellen, wo man sie ungestört gelassen hatte, zugebracht, und jetzt sind die Mottenschmetterlinge ausgeflogen und fliegen aufheißtötend herum. Wer den Krieg gegen die Motten erfolgreich führen will, der muß sich vorher mit den Lebensbedingungen und der Lebensweise dieser schlimmen häuslichen Plagegeister vertraut gemacht haben. Viele halten den kleinen Mottenschmetterling für den Übeltäter, der Pelzwerk und Wolle zernagt. Dieser ist aber an der Zerstörungsarbeit ganz unschuldig; er besitzt nicht einmal die dazu nötigen Fresswerkzeuge. Das Mottenweibchen hat einzig und allein die Aufgabe zu erfüllen, seine Eier an einem für die künftige Brut möglichst günstigen, also an einem dunklen ungestörten Ort zwischen Gegenstände aus Pelzwerk, Wollstoffen, Federn usw. abzulegen. Aus den Eiern kommen nach etwa vierzehn Tagen bis drei Wochen die kleinen graugelben Raupen hervor, die einen regen Appetit entwickeln und sich nicht nur durch die Wollfasern oder Haare ernähren, sondern sich auch damit „kleiden“, indem sie sich mit ihnen wie mit einem Futteral umhüllen, ohne dadurch in der Bewegungsfreiheit behindert zu sein. Etwa vom Juni an bis zum Frühjahr des nächsten Jahres dauert die verderbliche Fresslust der kleinen Raupen an, bis sie sich dann endlich verpuppen. Durch Wegfangen der Mottenschmetterlinge kann man zu einem Teile der Mottengefahr begegnen, aber nur zu einem kleinen Teile. Hauptsache ist, daß es den Mottenweibchen unmöglich gemacht wird, an die zu schützenden Sachen heranzukommen. Hier erweist sich als ein sehr wirksames Mittel das Einpacken der vor den Motten zu verschonenden Gegenstände in Zeitungspapier; natürlich muß das Einpacken so sorgfältig geschehen, daß die Motte kein Loch findet, durch das sie hindurchkriechen kann. Das Einmotten mit allerlei Mitteln, deren Geruch den Motten unangenehm ist, erfüllt natürlich zumeist auch seinen Zweck; dort aber, wo schon ein Mottenweibchen seine Eier abgelegt hat, ist es selbstverständlich erfolglos. Bei Polstermöbeln hilft man sich gewöhnlich durch häufiges Klopfen; haben sich aber dort schon die Schädlinge festgesetzt, so ist es am besten, die Möbel einer Desinfektionsanstalt zu übergeben, die die Eier und Raupen der Motte gründlich zu vernichten vermag.

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

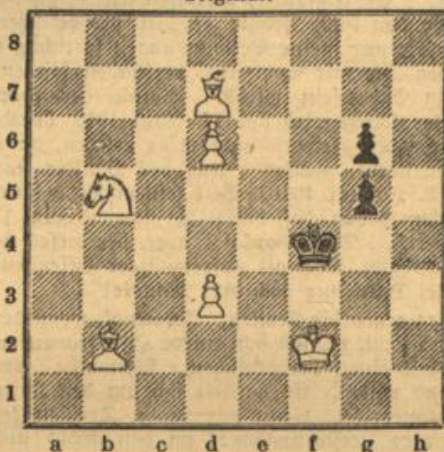
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 9. April 1916.

Aufgaben.

441. A. Dl. in Wiesbaden. Original.



Matt in 4 Zügen.

442. A. Dl. in Wiesbaden (Original).

Weiß: Kf2, Lb2, d7, Sb5, Bd3. (5 Stück.)

Schwarz: Kf4, Bg5, g6, h4. (4 Stück.)

Matt in 4 Zügen.

443. J. Smith-Newton.

Weiß: Kd8, Dc1, Tb2, d6, La1, e4, Sb5, g5. (8 Stück.)

Schwarz: Ke5, Td1, f1, Lg8, Sg1, h5, Bd5, f2. (8 Stück.)

Matt in 2 Zügen.

Partie 161. (Spanisch.)

Im New-Yorker Schachturnier, auf dem die folgende Partie gespielt wurde, siegte Capablanca mit 12 Zählern aus 14 Partien. Ein Abstand von 3 1/2 Zählern trennt ihn von den nächsten Preisträgern. Der zweite, dritte und vierte Preis wurde zwischen Janowski, Kostitsch und Kupchick geteilt. Der amerikanische Großmeister Marschall, der auffallenderweise am Turnier nicht teilnahm, hat an Capablanca eine Herausforderung zum Wettkampf gerichtet, die von diesem angenommen wurde.

Weiß: Capablanca. Schwarz: Chajes.

- | | | | |
|------------|----------------------|-------------|----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 17. Lc1—g5 | Ld5×e4 |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 18. Dc2×e4 | Sc6—e7 ¹⁾ |
| 3. Lf1—b5 | a7—a6 | 19. Lg5×e7 | Lc5×e7 |
| 4. Lb5—a4 | Sg8—f6 | 20. De4—b7 | Dd7—c8 |
| 5. 0—0 | Sf6×e4 | 21. Db7—c8† | Dc8—d7 |
| 6. d2—d4 | b7—b5 | 22. Dc7×a6 | 0—0 |
| 7. La4—b3 | d7—d5 | 23. Sf3—d4 | Td8—b8 |
| 8. d4×e5 | Lc8—e6 | 24. Da6—c6 | Tf8—d8 |
| 9. c2—c3 | Lf8—e7 | 25. Tel—b1 | Dd7—d5 |
| 10. Sb1—d2 | Se4—c5 | 26. Dc6×d5 | Td8×d5 |
| 11. Lb3—c2 | d5—d4 | 27. Sd4—c6 | Tb8—e8 |
| 12. Sd2—e4 | d4×c3 | 28. c3—c4 | Td5—c5 |
| 13. Se4×c5 | Le7×c5 | 29. c4×b5 | |
| 14. Lc2—e4 | Dd8—c7 | | |
| 15. Dd1—c2 | Le6—d5 ¹⁾ | | |
| 16. b2×c3 | Ta8—d8 | | |

¹⁾ Dieser anscheinend gewagte Zug ist der beste. Mit 16. Tal—d1 oder Dc2×c3 hat es keine Gefahr wegen Ld5×e4. — ²⁾ Mit diesem Zuge, der psychologisch allerdings ganz gut zu begreifen ist, geht Schwarz fehl. Vor allen Dingen mußte die weiße Dame aus ihrer beherrschenden Stellung verdrängt werden, wozu Dd7—d5 geeignet war. Tauscht dann Weiß, so nimmt der angegriffene

Turm zurück und alles ist in Ordnung; auf andere Züge z. B. De4—e2, geschieht Lc5—e7, und nun etwa Tal—d1, Dd5—c5. Die Partie wäre dann zu halten gewesen.

(Dr. E. Lasker in der „Voss. Ztg.“)

Auflösungen.

Nr. 437 (3 Züge). 1. Th5, Kg7 2. Tg5+; 1. . . h6 2. Sf5.

Nr. 438 (2 Züge). 1. Dd6.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., Wdw. und A. Dl. in Wiesbaden, sowie K. Schwartz in Fulda.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.

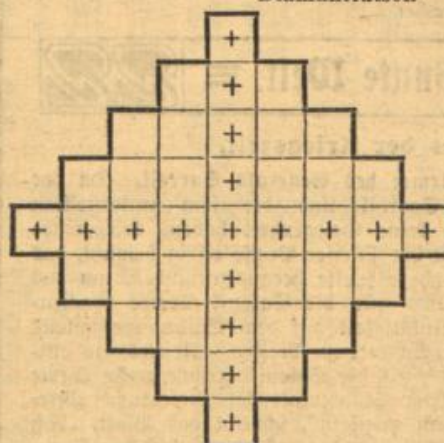


Reihenrätsel.

Irene, Standarte, Drangsal, Liliput, Mailand, Rheinwein, Begnadigung.

Diese Wörter sind ohne Aenderung der Reihenfolge so untereinander zu setzen, daß zwei senkrechte Buchstabenreihen zwei einander würdige europäische Staaten benennen.

Diamanträtsel.



- Konsonant.
- Geographische Bezeichnung.
- Nagetier.
- Gewächsform.
- Militärische Formation.
- Stadt in Italien.
- Künstlerischer Beruf.
- Feindliche Hauptstadt.
- Konsonant.

In die Felder dieser Figur sind die Buchstaben AAA AAAAA, BBB, C, D, EE, H, III, LLLL, MMM, NNN, OO, RRRR, S, TTTT, U derart einzutragen, daß die mittelste senkrechte Reihe gleichlautend mit der mittelsten wagerechten ist und die wagerechten Reihen die beigelegte Bedeutung haben.

Kavalleristen - Scherz.

Ein Reiterleutnant stand am Strand,
Wo seine Schwadron Erholung fand.
Er sah dem Treiben der Badenden zu.
Dann sprach er zum Kameraden und lacht:
„Dort springt ein Mann hinein, im Nu
Hat er den Fluß zum Bauland gemacht.
Nun streng' mal deinen Scharfsinn an,
Wie so was sich ereignen kann!“

Auflösungen der Rätsel in Nr. 157.

Bilderrätsel: Viel entbehrt, wer viel begehrt. — Tausch-
rätsel: Post, Matte, Hast, Horn, Mond, Haus, Leim, Held, Blei,
Biene, Anker, Patrouillen. — Gleichklang: entsetzen, Entsetzen.



Illustrierte Kinder = Zeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Mr. 8.

18. Jahrgang.

1916.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Prinzess Frädeline.

Märchen von Ilse-Dore Tanner.

(Schluß.)

Auf der Landstraße ging Prinzessin Frädeline. Sie hatte ihr einfachstes Kleid angezogen und einen grauen Mantel umgebunden, der ihre ganze Gestalt verhüllte. Ihr Krönchen hatte sie mit noch anderen Hässlichkeiten in ein Bündelchen zusammengeschnürt; so erkannte niemand in dem häßlichen, unscheinbaren Mädchen die Königstochter. Da sie sich doch niemand an ihres Vaters Hofe in ihrer Hässlichkeit zu zeigen getraute, hatte die arme Prinzessin beschlossen, in die weite Welt zu ziehen, wo niemand etwas von der einst so schönen und bösen Frädeline wußte.

Der Frühling war noch nicht über die Berge gestiegen, es war noch bitterkalt, und ein scharfer Wind riß und zauste an Kleidern und Haar der Wandernden, so daß sie sich erschauernd fester in ihren Mantel wickelte. Oftmals begegneten der Prinzessin Leute, die erschrocken stehen blieben, wenn sie sie erblickten, und sich zuraunteten: „Seht nur das häßliche Mädchen! Wie schief ist ihr Mund und wie die Augen so schielend! — Hab' all mein Lebtag so etwas Abscheuliches nicht gesehen!“ Oder die Kinder sprangen höhnisch lachend um sie herum, zeigten mit Fingern auf sie und äßten ihr nach.

Dann schämte sich Frädeline jedesmal bis in ihr tiefstes Herz hinein; dann dachte sie daran, daß sie selbst früher ebenso böse und gefühllos gewesen war, und wußte jetzt, wie bitter es war, häßlich und mißgestaltet zu sein.

So zog sie einsam und traurig weiter durch ihres Vaters Land und kletterte schließlich hinüber über die Berge und kam in eines andern Königs Reich, wo die Sonne schon wärmer schien und die Blumen schon schüßtern ihr Köpfchen aus der Erde steckten und die Bäume anfangen aufzuwachen und sich zu regen und ihr Blätterkleid anziehen wollten, wo die Flüsse und Bäche ihren Eispanzer abgeworfen hatten und lustig über die Kiesel sprangen, und die Vögel anfangen ihre Lieder einzulüben, die sie dem Frühlinge zu Ehren singen wollten.

Es war so schön und lustig ringsum, daß es der armen Prinzessin leichter ums Herz wurde, und als sie ein hübsches, sauberes Dörfchen sah, das am Fuße eines Berges lag, sagte sie: „Ich will sehen, daß ich hier bleiben kann; vielleicht, daß mich jemand als Magd behält.“

Aber wohin sie auch kam und sich verdingen wollte, wies man sie ab.

„Bist ja so häßlich, daß sich die Kinder fürchten würden!“ sagte ein alter Bauer und schlug ihr die Tür vor der Nase zu.

Da wanderte Prinzessin Frädeline traurig weiter. Sie hatte schon längst aufgegeben, was sie aus dem

Schlosse ihres Vaters mitgenommen hatte, und alles Geld für Brot und Obdach ausgegeben; ihr war nichts mehr geblieben als ihr goldenes Krönlein.

Und als der Hunger sie nun gar zu sehr plagte, sagte sie sich ein Herz und klopfte wieder an eine Tür. Eine unfreundliche, alte Frau öffnete ihr und fuhr zurück, als sie die häßliche Gestalt gewahrte, und als Frädeline ihre Bitte vortrug nach etwas Brot und Milch, sagte sie mürrisch: „Das will ich Dir wohl geben, aber wir sind selbst arme Leute und ohne Bezahlung können wir es nicht tun.“

Da zog die arme Prinzessin ihr Krönchen hervor und fragte schüchtern: „Wollt Ihr das dafür als Pfand nehmen, bis ich einmal kommen kann, um es auszulösen?“

Die Alte besah den goldenen Reif mit gierig funkelnden Augen und warf einen mißtrauischen Blick auf das häßliche Mädchen.

„Das will ich wohl tun aus lauter Barmherzigkeit, weil Du mich dauerst,“ sagte sie dann und Frädeline durfte eintreten und erhielt zu essen und zu trinken und endlich auch noch ein großes Stück Brot für die Wegzehrung.

So wanderte sie weiter und war nun ganz, ganz arm. Gerade als das Brot wieder auf die Reize ging und ihre Füße sie kaum noch tragen konnten, sah Frädeline einen schönen, großen Wald vor sich liegen, und sie schleppte sich noch mühsam bis dorthin, legte sich dann auf das weiche Moos an den Fuß einer Tanne und schlief ein.

Als sie am nächsten Morgen neugestärkt aufwachte, schien die Sonne schon warm und hell, die Vögel zwitscherten in den Bäumen, und ringsum blühten die Waldblumen; Rehchen und Hasen lugten neugierig aus dem Gebüsch auf den fremden Gast, kamen ganz vertraulich nahe heran und ließen sich streicheln und lieb-kosen, und da war es der armen Prinzessin mit einmal gar nicht mehr so einsam und verlassen zumute, und sie beschloß, in dem Walde zu bleiben.

Nicht weit von der Stelle, da sie geruht, floss ein silberklares Bächlein. So kann ich nicht Durst leiden, dachte Frädeline, und verhungern werde ich auch nicht. Es gibt eßbare Wurzeln und Kräuter genug im Walde, auch wohl hie und da ein Vogelei und später Beeren aller Art, Pilze, Nüsse und Eßern. Hier sehen mich die Menschen nicht und können mich nicht verspotten und auslachen, und die Tiere des Waldes haben keine Furcht vor mir.

Und so begann sie, sich nahe an dem Bächlein, so gut sie konnte, eine Hütte aus Zweigen, Moos und Tannenzapfen zu bauen und sich ein weiches Mooslager

zusammenzutragen. Jeden Tag arbeitete sie daran, die Hütte fester und dichter zu machen, daß sie ihr Schutz gewähre vor den Unbilden der Witterung, und suchte Wurzeln, Kräuter und Beeren, um ihren Hunger zu stillen.

Sie sah keinen Menschen außer einem alten, häßlichen, halbblöden Schäfer, der auf der Wiese am Rande des Waldes seine Herde weidete, und dem sie ab und zu ein Körbchen mit Beeren oder Pilzen mitgab, damit er es ihr unten im Dorfe für ein Stücklein Brot eintausche.

So verging ein Tag wie der andere, und die Zeit schwand so schnell dahin, daß die Prinzessin es kaum gewahr wurde, daß sie schon sechs Monate ihrer Heimat fern war und es allgemach wieder anfang, Herbst zu werden.

Eines Tages brachte der alte Schäfer die Nachricht herauf, daß unten im Dorfe eine böse, schreckliche Krankheit wüte, die die Gesichter der von ihr Befallenen durch häßliche, große Narben entstelle, und die Furcht vor ihr sei so groß, daß man die armen Kranken ohne Pflege liegen ließe, denn niemand wolle sich anstecken.

Als die Prinzessin das hörte, packte sie wieder ihre Häbseligkeiten in ein Bündelchen, schloß ihre Hütte zu, sagte den Rehen und Hasen Lebewohl und stieg hinunter ins Dorf; denn sie dachte: Bin ich so schon abschreckend häßlich, so schadet es auch nichts, wenn ich noch die häßlichen Narben dazu bekomme; ich will den armen Menschen helfen und sie pflegen.

Und siehe da, wo man sie einst abgewiesen hatte mit harten Worten, nahm man sie jetzt gern und freundlich auf. Sie blieb im Dorfe und pflegte die Kranken und suchte ihre Schmerzen zu lindern durch heilsame Kräuter, die sie im Walde kennen gelernt hatte, und wusch ihnen mit linder Hand ihre Wunden und tröstete sie. Und wenn sie einen Kranken gesund gepflegt hatte, so wartete schon ein anderer auf sie, und so verging der ganze Herbst und Winter, und erst mit dem Einzuge des Frühlings erlosch die Seuche.

Nachdem sie den letzten Kranken gesund gepflegt hatte, packte Mafalda, wie man sie überall im Dorfe genannt hatte, ihre Häbseligkeiten wieder zusammen und stieg wieder hinauf zu ihrer Waldhütte, begleitet von den Dankes- und Segenswünschen der Dorfbewohner.

Als sie sich zum erstenmal wieder in dem klaren Bache wusch, der nahe an ihrem Hüttchen vorbeifloß, und sich dabei weit über das Ufer bogen, stieß sie plötzlich einen lauten Ausruf des Staunens aus. Sie erblickte auf der hellen, glatten Oberfläche des Baches ihr Spiegelbild. Aber was war das? War das denn möglich? Mafalda strich sich mit der Hand über die Augen, als müßte sie ein Trugbild fortwischen, und sie schaute wieder und wieder. Sie sah ihr Gesicht lieblich und schön wie zuvor, ehe die böse Königin sie verzaubert hatte. Groß und blau strahlten ihre Augen, fein und gerade strebte das Näschen in die Luft, und der rosige, kleine Mund saß gerade darunter, wie sich's gehört. Sie eilte zu dem alten Hirten und rief ihn, aber der blickte sie blöde an und antwortete nicht.

„Kennst Du mich denn nicht mehr, Jakob?“ rief Prinzessin Mafalda atemlos. Der schüttelte verwundert den Kopf. „Woher sollt' ich Euch wohl kennen? Hab' Euch ja nie gesehen. Vordem wohnte ein häßliches Mädchen hier, die hatte solch Haar wie Ihr, aber Euch kenn' ich nicht.“

Da wußte Mafalda, daß sie kein Trugbild gesehen hatte, und daß sie nun wieder sie selbst sein durfte und kein häßliches, verachtetes Bettelmädchen mehr. Und da erwachte auch heiß die Sehnsucht nach ihrer alten Heimat und nach ihren Eltern in ihr auf, und sie packte wieder ihr Bündelchen und zog denselben Weg zurück, den sie vor einem Jahre gekommen war.

Jetzt spottete ihr niemand nach; aber öfters blieben die Menschen stehen und sagten: „Seht nur das hübsche Mädchen! Wie lieb und freundlich und gut sie aussieht!“

So kam Prinzessin Mafalda auch wieder an das Häuschen, in dem die alte Frau wohnte, der sie damals ihr Krönlein verpfändet hatte. Sie hatte nichts, womit sie es hätte einlösen können; aber sie wollte doch sehen, ob es noch da sei, und sagen, daß sie nun kommen würde, es zu holen, und so klopfte sie zaghaft an die Türe.

Wie erstaunte sie aber, als ihr anstatt der mürrischen Alten eine freundliche junge Frau öffnete, die, als sie das schöne Mädchen sah, sie höflich aufforderte, näher zu treten, und ihr, fast ehe sie noch die Bitte danach ausgesprochen hatte, Speise und Trank vorsetzte.

„Wohnte hier nicht früher eine alte Frau?“ fragte die Prinzessin schüchtern.

„Ja, und eine böse dazu,“ lachte die Bäuerin; „aber nun ist sie tot, und ich und mein Mann wir sind ihre Erben. Sie hat uns mancherlei hinterlassen, von dem man nicht weiß, woher es stammt,“ sprach sie weiter und kramte dabei in einer Kade. „Seht nur zum Beispiel diesen Reif,“ — und dabei zog sie das Krönlein der Prinzessin hervor — „der würde Euch fein kleiden und zu Euren goldenen Locken gut passen!“ Und sie drückte ihn scherzend auf Mafaldas Kopf; dann aber schlug sie die Hände zusammen. „Nein, wie schön, wie schön!“ rief sie ein über das andere Mal. „Tut mir die Liebe und behaltet das Ding! Wir wissen nichts damit anzufangen, und zu Euch paßt es.“

So hatte Prinzessin Mafalda nun auch ihr Krönchen wieder, und sie tat es nicht wieder in ihr Bündelchen wie damals, als sie ihres Vaters Schloß verließ, sondern es funkelte und glänzte in ihren Locken, als sie nach herzlichsten Dankesworten die freundliche Frau verließ und weiter wanderte, dem Schlosse ihres Vaters zu.

Als sie über die Berge gestiegen und nun wieder in ihres Vaters Reiche war und die Leute sie erblickten, ging es wie ein Lauffeuer durchs ganze Land: „Die Prinzessin ist wieder da, und sie ist so schön wie je zuvor!“

Und es dauerte nicht lange, da kam ein prächtiger Zug der Prinzessin entgegen. Voran ritten Herolde auf kostbar gezäumten, weißen Pferden; dann kam eine große Glaskutsche, von zwölf Rappen gezogen, deren Geschirr aus purem Gold bestand, und hinterher ritten Hunderte von Edelherren und Edeldamen, und als sie näher kamen, erkannte die Prinzessin in dem vordersten der Reiter ihren Vater. Jubelnd eilte sie ihm entgegen, und er stieg vom Pferde und schloß sie weinend vor Freude in seine Arme. Aus der Glaskutsche aber stieg die Königin und zog ihr Töchterchen an ihr Herz. Und dann mußte Mafalda einsteigen, und neben ihrer Mutter hielt sie dann ihren Einzug ins Königsschloß, unjubelet vom ganzen Volke.

Nie wieder aber hat Prinzessin Mafalda Gesichtsergeschnitten, und nie wieder wurde sie „Straheline“ genannt.



Deutschlands schönstes Hünenbett.

Von Arthur Stenzel, Hamburg.

Unter den Steindenkmälern Norddeutschlands, die uns die Zerstörung rücksichtsloser Steinmehren und wissbegieriger Forscher aus germanischer Vorzeit noch übrig gelassen hat, nehmen die im Großherzogtum Oldenburg gelegenen Hünenbetten unstreitig den ersten Platz ein. Daß dem so ist, das haben wir vor allem der Großherzoglich Oldenburgischen Regierung zu verdanken, deren schützende Hand nicht nur diese heiligsten Güter zu wahren verstanden, sondern auch anderweitig so viel wie möglich, mehr als manche andere dazu berufene Stelle, für die Naturdenkmalpflege getan hat — sind doch in diesem Lande noch zwei regelrechte Urwälder vorhanden, die, um mit Prof. W. Bock's Worten zu reden, wohl schon erwachsen waren, als die Römeradler in Deutschland horsteten, und die seit Jahrhunderten von jeder Forstkultur ausgeschlossen sind, der Hasbruch und der Neuenburger Urwald. Hat auch der Dampfpflug in das und jenes Odland seine meter-

tiefe Furchen gerissen; auf deren geebnetem Plan jezt Getreidefelder wogen, den Charakter des urdeutschen Baues, in dem einst die Chauken gewohnt, ist diesem Gebiete trotz aller neuzeitlichen Land- und Forstkultur bis zum heutigen Tage eigen geblieben. Allerdings darf dabei die Mithilfe der Bewohnerschaft keineswegs unterschätzt werden, denn was nützen alle obrigkeitlichen Verordnungen, wenn insgeheim der Steinraub sein Unwesen treibt? Hier und da sehen wir freilich auch im Oldenburgischen Lücken, aber sie stammen noch aus früherer Zeit; das, was jezt besteht, wird sicher weiter bestehen.

In hervorragendem Maße gilt dies von dem Gebiete zwischen Wildeshausen und Ahlhorn, insbesondere von der diesem angehörenden Ahlhorner Heide. Hier muß dereinst in uralter Zeit, in der Stein- und Bronzezeit, ein reges Leben pulsiert haben, denn geradezu übersät erscheint diese Gegend weithin von Hügelgräbern und Hünenbetten. Der Volksmund nennt sie ohne Unterschied „Hünengräber“ (Hüne, Heune = Toter). Von den Hünenbetten oder Steingravern der Ahlhorner Heide, unter denen sich, beiläufig bemerkt, das größte überhaupt vorhandene, der 2 1/2 Kilometer südöstlich von Ahlhorn gelegene „Visbeker Bräutigam“ befindet, das an Länge, Steinzahl und wohl auch an tadelloser Verfassung selbst das mächtige Hünenbett auf dem Lindeskov-Felde auf Fünen übertrifft, verdient nun eines den Ruf des schönsten Hünenbettes von ganz Deutschland: der nur 2 Kilometer südlich von Ahlhorn und 1 1/2 Kilometer westlich vom Visbeker Bräutigam (der Name ist neueren Ursprungs) gelegene Heidenopfertisch. Er gehört zu

stolz auf ebener Erde, auf bebautem Felde. Fünf gigantische Eichen, deren drei wohl das ehrwürdige Alter von mehreren hundert Jahren haben, überschatten mit ihrem ungeheuren Laubdache in warmen Sommertagen das Steindenkmal der Vorzeit. Eine von ihnen, die man einst zu nahe an den schweren Tisch gepflanzt hat, ist diesem mit ihrem immer stärker werdenden Stamme allmählich nahe gekommen und hat ihn schließlich umwachsen, doch nicht vermocht, ihn vom Plage zu rücken, sondern hat selbst dem Stein weichen müssen; lange schon neigt sich darum die Rieseneiche, ohne zu fallen, zur Seite, gehalten von den starken Wurzeln ihrer Kraft. Mit vollem Recht darf man dieses mit so hohen landschaftlichen Reizen ausgestattete Hünenbett, dem auch das von hohen Baumgruppen umgebene freilegende Steingrab bei Helligbek, oder das nicht minder baumgeschmückte Hügelgrab bei Wankendorf in der Provinz Schleswig nicht ebenbürtig ist, als das schönste Deutschlands und damit als das schönste überhaupt bezeichnen.

Wenn im Spätsommer und Herbst die Heide blüht, die rosafarbene Erika den Fuß des Opfertisches umsäumt, dann erreicht die Pracht ihren Höhepunkt, dann empfindet der einsame Wanderer den mächtigen Zauber dieses so schlichten und so herrlichen alten Denkmals und zugleich den Wert der Denkmalspflege, die das Unersehbare vor dem Untergange bewahrt. Ein Bild des Friedens aus goldenen Friedenstag, hineinragend in die große Zeit des Völkereampfes der Gegenwart — und doch: vielleicht ruht auch hier ein großer Kampf aus vom Getümmel der Schlacht, in der er vor Tausenden von Jahren seine Mannen zum Siege geführt!



Die Wartburg,

eine der bemerkenswertesten deutschen Burgen, steht auf einem beinahe 400 Meter hohen, steil abfallenden Bergücken am Nordwestrand des Thüringer Waldes bei Eisenach. Sie war einst Residenz des Landgrafen von Thüringen. In ihren älteren Teilen wurde sie um 1070 erbaut, nach 1847 wurde die Burg auf Veranlassung des Großherzogs Karl Alexander von Sachsen-Weimar treu der ursprünglichen Anlage wieder hergestellt. Bis in die entlegensten Hütten ist die Wartburg dadurch bekannt geworden, daß hier Martin Luther Schutz und Sicherheit fand. Das „Lutherstübchen“ ist daher die begehrteste Sehenswürdigkeit der Burg, die alljährlich das Wanderziel unzähliger Besucher bildet.

den sogenannten Großen Steinkammern, wie auch die wenige Kilometer weiter östlich in der Ahlhorner Heide sich findenden „Kellersteine“, oder die „Sieben Steinhäuser“ bei Fallingb. in der Lüneburger Heide, unterscheidet sich aber von den Kellersteinen, wie schon aus deren Namen hervorgeht, sowie von der Großen Steinkammer der Sieben Steinhäuser dadurch, daß er als Gesamtbau nicht, gleich jenen, mehr unter der Erdoberfläche, sondern wie die sogenannten Dolmen ganz über dieser angelegt worden ist. Der Heidenopfertisch, oder wie er auch genannt wird: Heidenopferaltar, ist die Grabkammer einer von Osten nach Westen verlaufenden elliptischen, ursprünglich vielleicht rechteckigen Steinsetzung, des eigentlichen Hünenbettes; die ganze Anlage entspricht also im allgemeinen den anderen echten Hünenbetten Norddeutschlands und Dänemarks, wo sie Langdyssen genannt werden. Die ganze Länge der Steinsetzung beträgt nur 11 Meter, ist mithin recht gering im Vergleich mit der des nahen Visbeker Bräutigams, die 150 Meter beträgt. In der sich an die Grabkammer nach Osten zu fortsetzenden Steinschlipse zählt man denn auch nur 10 mittelgroße Granitblöcke.

Ihre Bedeutung erhält diese Anlage einerseits durch die Größe der Grabkammer, andererseits durch die wunderbare natürliche Umrahmung. Auf acht, die eigentliche Kammer bildenden Granitblöcken ruht als Deckplatte ein Stein, dessen jetzige Länge 5,10 Meter mißt, ihre frühere Länge belief sich etwa auf 5,50 Meter; ihre Breite beträgt 3,45 Meter und ihre Dicke 1 Meter. Die innere Höhe der Kammer beträgt beim Heidenopfertisch 1 Meter.

Hervorragend schön, ja ohne gleichen ist die Lage und die äußere Umgebung des Heidenopfertisches. Unbeeinträchtigt von störendem Gestrüpp oder Wald, erhebt er sich frei und

Das weiße Täubchen.

„Großmutter, ich bitte Dich gar zu sehr,
Bekomme doch nicht graue Haare mehr,
Und auch nicht mehr Falten in Deinem Gesicht,
Ich mag ja so alte Leute doch nicht.“

Großmütterchen streichelt der Enkelin Haar,
Das jezt so goldig, wie ihres einst war,
Und schaut die Kleine voll Liebe nun an,
Eh' sie auf die Bitte ihr antworten kann.

„Das klage mir Gott, Du mein herziges Kind,
Daß er mich dann bald in den Himmel nimmt,
Sonst werden wir alt und auch häßlich dazu,
Großmutter wohl jezt und einstens auch Du!“

Das Kind drückt die Händchen so innig und dicht
An Großmutter's liebes Kaltengesicht.
„Du sollst bei mir bleiben, ich lieb' Dich zu sehr,
Bekomme doch nur keine Falten mehr!“

Sie kann's nicht begreifen, das Alles vergeht
Was um sie lebend und liebend besteht,
Sie bittet und schmeichelt, und glaubt es doch nicht,
Was Großmütterchen ihr vom Sterben spricht.

Doch bald muß sie's glauben. „Ach Großmütterlein,
Ach, könnt' ich noch einmal bei Dir sein,
Ach, könnt' ich Dir küssen Dein aschgraues Haar!“
Großmütterchen aber im Himmel war! —

M. Freytag.

Sumpfsameisen.

Das Studium der Ameisen hat von jeher als eine der ergiebigsten Quellen für die Erkenntnis tierischen Lebens gegolten. Seit unser geographisches Gesichtsfeld sich über die einzelnen Erdteile ausgedehnt hatte, war noch die Möglichkeit dazu gekommen, Arten dieser Familie unter ganz anderen Vegetations- und Klimaverhältnissen beobachten und durch den Vergleich mit heimischen Arten neue Anhaltspunkte gewinnen zu können. Auffallend schien bei all diesen bekanntgewordenen Rassen die Scheu vor feuchten Wohnplätzen; in den Tropen, wo in den wochenlangen Regenzeiten selbst ganz trockene Urwaldstrecken unter Wasser gesetzt werden, bauen manche Arten statt der in dortigen Gegenden meterhohen Termitenhäufen kunstvolle, hängende Nester in die Baumkronen, an denen alles Wasser ablaufen muß. Bei uns suchen die Ameisen in den Fichten- und Tannwäldern, die nur über harte Bodenstellen die knarrend trockenen Nadeln austreuen, die kleinen Buckel und Wurzelstümpfen der mächtigen Bäume auf, um auch hier vor jeder Überschwemmung sicher gestellt zu sein. Während der Regentage scheint das kribbelnde Leben in den Ameisenhaufen und weitverzweigten Nestern erstarbt zu sein, wie echte Kleinstädter beschränkt sich alles, im „molligen“ Heim zu bleiben. Es bedeutet deshalb einen neuen Gesichtspunkt von einschneidender Bedeutung, daß es nach einer Mitteilung des „Prometheus“ einem Kopenhagener Ameisenforscher gelungen ist, Ameisen, die nur in wasserreichen Gegenden vorkommen, wieder zu entdecken, nachdem sie schon vor 100 Jahren bei einem Schriftsteller erwähnt wurden. Die Ansiedelungen dieser Ameisen befanden sich auf einem schwer zugänglichen, ganz wasserdurchtränkten Moore, das eine Fortsetzung des Eungbysees darstellt; die Tiere hatten sich aus den Wäldern des Torfmoores den eigentlichen Wohnhügel geschichtet, der, einige starke Äste groß, beim Sonnenlicht seiner weißen Farbe wegen leuchtete; diese Anlage schwebte, wie der Garten der Semiramis, auf abgestorbenen Wurzelballen, die noch nicht unter dem Grundwasserspiegel in dem Moorland versunken waren, als Stützen für ein Geschlecht aus toten Zweigen früherer Moorpflanzen. Zur Verdichtung des so geschaffenen, manchmal weitmaschigen, holzigen Bodens waren Grassängel eingeflochten, deren oberer, grüner Teil wie eine kleine Wiese aufrecht stand und Futterplatz und Stall für die hier regelrecht angesiedelten Blatt- und Schildläuse bildete. Die Ameisen selbst haben sich schon ihrem Aussehen nach vollkommen den feuchten Verhältnissen angepasst; sie glänzen ganz stumpf wie ranziges Fett, als ob sie weißes, vielgebrauchtes Ölzeug anhängen; darüber haben sie noch als Schmuck an einzelnen Stellen viele weiße, seidig schimmernde Haare, unter diesen sogar kräftige, goldschimmernde Borstenhaare, die ein Zeichen des durchglühenden Leuchtens der Moorsonne sind. Sie leben in ihrem Sumpfe wie ein stolzer, norddeutscher Ritter des Mittelalters in seiner Wasserburg, ganz abgeschlossenen von der friehenden Welt des Festlandes. Der bekannte Jesuitenpater und Ameisenforscher E. Wasmann glaubt, daß die hereinbrechende letzte Eiszeit diese Ameisen in die Niederungen

der Moore getrieben habe, da diese Landstriche, in denen die dampfende, wärmegebende Erde unmittelbar mit dem Wasser vermischt ist, von einer Eisdecke meist frei blieben. Die Jahrhunderte haben dann das Ihrige getan, um diese Ameise immer vollkommener für die neue Umgebung auszurüsten und lebensfähig zu machen. C. K.

Der größte vorweltliche Fleischfresser.

Vor einigen Jahren stieß in Montana in der Nähe des Missouri-River eine Jagdgesellschaft zufällig auf mehrere große Knochen. Eine nähere Untersuchung ergab, daß es sich um die Überreste gewaltiger Vorweltler handelte. Man rüstete eine besondere Expedition nach dieser Gegend aus, und nur mit Mühe gelang es, aus dem harten Sandstein — Dynamit kam sogar zur Verwendung — das Skelett eines mächtigen Sauriers herauszupressen. Dieses Skelett — *Tyrannosaurus* benannte man es — ist im „American Museum of Natural History“ aufgestellt worden. Es hat 16 Meter Länge und ist aufgerichtet 6 Meter hoch; es ist ein Dinosaurier, der gegen Ende der Kreidezeit lebte. Pflanzenfressende Ries reptilien von solcher Größe, ja noch größere, waren schon gefunden worden, aber alle Fleischfresser dieser Zeit sind etwa ein Drittel kleiner als der *Tyrannosaurus*. Er muß, wie im neuesten Heft des „Prometheus“ ausgeführt wird, ein äußerst mächtiges Tier gewesen sein, lebhaft und schnell in seinen Bewegungen. Er zeigt ferne Verwandtschaft mit Eidechsen, Krokodilen und Vögeln. Wie bei diesen, sind seine Knochen hohl, auch seine Hintergliedmaßen erinnern in Form und Bauart an die der Vögel. Die langen, kräftigen Hinterbeine halten den Körper aufrecht, die verkümmerten Vorderbeine dienen nicht mehr zur Fortbewegung, sondern zum Fassen und Halten. In jedem Kiefer des massigen Kopfes finden sich dreizehn dolchartige Zähne, die immer von neuem nachwachsen, sobald einer abbrach; der größte ist etwa zwölf Zentimeter lang. Der *Tyrannosaurus*, der seinen Namen nicht mit Unrecht trägt, vermochte wohl mit jedem Tiere seiner Zeit den Kampf aufzunehmen.

Eine lebende Lampe.

Nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Strahlen, die von unseren künstlichen Beleuchtungsmitteln ausgesandt werden, machen auf unser Auge einen Eindruck. Der größte Teil der versandten Strahlen bringt wohl Wärme hervor, trägt aber zur Lichtwirkung selbst nichts bei. Ungleich ökonomischer gehen aber Leuchtlampen und gewisse leuchtende Bakterien mit ihren Strahlen um, die fast ausnahmslos der Lichtwirkung dienen. Ein Forscher ist nun auf die originale Idee gekommen, diese leuchtenden Bakterien dem Menschen zur lichtspendenden Quelle zu erziehen. Wenn man bedenkt, daß die Bakterien einer so umfassenden Industrie wie der Bierbrauerei dienstbar gemacht werden konnten, so wird man die Möglichkeit, daß sie auch zur Lichterzeugung in großem Umfange herangezogen werden

können, nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Der Gelehrte hat zu dem Zwecke Leucht Bakterien in verschiedenen Nährflüssigkeiten gezüchtet und es ist ihm dabei bereits gelungen, ein Zimmer mit diesem eigenartigen Licht zu beleuchten. Seine Lampe zeigt die Gestalt einer Flasche, die oben einen Metallspiegel hat, der das Licht nach unten fallen läßt. Wird die Flasche mit der Bakterienflüssigkeit gefüllt, so gibt sie ein Licht, das freilich nicht stärker ist als das einer Nachtlampe. Ist die Flasche luftdicht verschlossen, so verlieren die Bakterien nach einiger Zeit ihre Leuchtkraft, während sie, wenn die Flasche mit einem baumwollenen Pfropfen verschlossen ist, einige Wochen, ja einige Monate leuchten können.

Eine Kriegs-Fata-Morgana.

Wie aus Weidenau im Siegfriede berichtet wird, erzählten eine Anzahl Arbeiterinnen der Siegener Schrauben- und Mutterfabrik übereinstimmend von einer seltsamen Luftspiegelung, die sie am östlichen Himmel vormittags zwischen 8½ und 9½ Uhr beobachtet haben. Es erschien zunächst eine Feuerlinie, die immer größer wurde und schließlich wie eine Granate platzte. Nachdem sich das öfters wiederholt hatte, kamen Berge zum Vorschein, in denen gegeneinander kämpfende Soldaten sichtbar wurden. Auch sah man eine Feuerlinie. Weiter erblickten die Beobachterinnen eine Anzahl Krankenschwestern, die einen Berg hinaufstiegen. Deren Hauben konnten sie ganz deutlich erkennen. Darauf zeigte sich ein freier Platz, auf dem sich einige Krieger befanden, die in ein kleines Haus marschierten. Deutlich war zu sehen, wie dann ein Fenster zugemacht wurde. Nun wurde wieder ein Bergeshügel sichtbar, auf dessen Spitze drei Soldaten schußbereit lagen. Zuletzt sahen die Beobachterinnen in einem Berg Laufgräben, durch die Soldaten hindurchliefen. Dann trat die Sonne stark hervor und die Erscheinung verschwand. Ähnliche Luftspiegelungen sind in Böhmen beobachtet worden.

Knacknuß.

Der Kaufmann Schmidt hatte sieben Gewichte und konnte mit ihnen jede mögliche Anzahl ganzer Pfunde von 1 bis 127 abwiegen. Wer bringt heraus, wie schwer die Gewichte einzeln waren?

Wer die richtige Lösung dieser Aufgabe bis spätestens Mittwoch dieser Woche an die Schriftleitung der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ schickt, soll in der Rästelcke der nächsten Sonntags-Ausgabe des Wiesbadener Tagblatt genannt werden.

Auflösung der Knacknuß aus der vorigen Nummer:

Früh fand die Lösung, indem er überlegte: „Wenn ich von der Quadratwurzel 18 abziehe, bleibt nichts übrig. Also ist 18 die Quadratwurzel der Summe, die man erhält wenn man die bestimmte und um 19 vergrößerte Zahl mit 3 multipliziert. $18 \times 18 = 324 : 3 = 108 - 19 = 89$. Die bestimmte Zahl ist sonach 89.“



Geschäftsgebäude Mauritianusstraße 7.

Vereinsbank Wiesbaden

Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht.

Gegründet 1865.

Vormals: **Allgemeiner Vorschuß- und Sparkassen-Verein.**

Geschäftsgebäude: **Mauritiusstraße 7.**

Giro-Konto bei der **Reichsbank** in **Wiesbaden**, **Dresdner Bank** in **Berlin** und **Frankfurt a. M.**,
Postspark-Konto Nr. 250 **Frankfurt a. M.** (Diese Konten können von Kontoinhabern der Vereinsbank
unentgeltlich benutzt werden.)

Sprechzettel Nr. 560 und 978. **Kassenstunden** von 8 1/2 bis 1 Uhr. **Telegramm-Adr.: Vereinsbank.**

Geschäftszweige:

Geld-Annahme von Jedermann, auch von Nichtmitgliedern.

Sparkasse-Einlagen von Mk. 5.— an, bei täglicher Verzinsung,
Ausgabe von Beirückspargelbüchern;

Darlehen (Anlehen gegen Schuldcheine der Vereinsbank) von mindestens Mk. 300.— an,
gegen halb- und ganzjährige Kündigung (Auszahlung der Zinsen halbjährlich);

Laufende Rechnung ohne Kreditgewährung (Scheckkonten, stempelfreier Platzanweisungs-
Verkehr), gebührenfrei, zu günstigen Zinssätzen. Auf längere Fristen angelegte Gelder zu
Vorzugszinsen.

Mitgliedern der Vereinsbank werden

Vorschüsse gegeben;	} ohne Gebührenberechnung zu mäßigen Zinsen.
Wechsel abgekauft oder eingezogen;	
Laufende Rechnung geführt mit oder ohne Kreditgewährung;	
Wertpapiere angekauft und verkauft und alle dieselben betreffenden Geschäfte besorgt, zum Teil gebührenfrei — höchstens 1‰ Gebühren;	
Zinscheine eingelöst, 3 Wochen vor Verfall;	
Schecks und Kreditbriefe ausgestellt;	
Wertpapiere in Verwahrung und Verwaltung genommen, Gebühr 40 Pfg. das Tausend;	
Verschllossene Wertstücke, Dokumente und Wertgegenstände aller Art aufbewahrt;	
Schrankfächer in unserer besteingerichteten feuer- und diebesicheren Stahlkammer in 5 verschiedenen Größen, zum Preise von Mk. 4.— an bis Mk. 25.—, für das Jahr vermietet;	
Hypotheken und ganze Vermögen verwaltet.	

Die Mitgliedschaft kann jederzeit erworben werden. — Einzahlungen auf den
Geschäftsanteil nehmen bereits vom folgenden Vierteljahr ab am Gewinn teil.

**Bereitwilligste Auskunft in allen Hypotheken- und Geldangelegenheiten,
namentlich auch bei An- und Verkauf von Wertpapieren.**

In Unterstützung der Bestrebungen, den Umlauf von Barmitteln einzuschränken, empfehlen wir unseren Mitgliedern die
Benutzung von Schecks und Platzanweisungen, sowie den Weg der kostenfreien **Überweisungen durch Reichsbank-
Giro-Konto** und **Postspark-Konto** an hiesige und auswärtige Kontoinhaber und die **Übertragungen in laufender
Rechnung** zwischen Mitgliedern unserer Vereinsbank. Alle Formulare hierzu stellen wir kostenfrei zur Verfügung.

Ebenso empfehlen wir unseren Mitgliedern alle von Dritten an sie zu leistenden Zahlungen von hier und von auswärts
durch Benützung unseres Reichsbank-Giro-Kontos und unseres Postspark-Kontos bewirken zu lassen und zu diesem Zweck alle
Geschäftspapiere mit dem Aufdruck zu versehen: **Bank-Konto, Vereinsbank Wiesbaden**. Diese Bank hat Reichsbank-Giro-
Konto, sowie Postspark-Konto Nr. 250 in Frankfurt a. M. Postspark-Zahlkarten und Formulare hierzu stellen wir ebenfalls kostenfrei
zur Verfügung.

**Wir verhehlen nicht, darauf hinzuweisen, daß von Seiten des Aufsichtsrates, der
Prüfungsbeamten, des Vorstandes und der Angestellten, die alle auf Verschwiegenheit
verpflichtet sind, keinerlei Auskunft über Einlagen, weder an Steuerbehörden, noch an
irgendwelche Personen erteilt wird.**

Der Vorstand.

An unsere werten Mitglieder und Geschäftsfreunde!

Das Kriegsjahr 1915 hat gezeigt, was deutsche Organisations- und Tatkraft gegen eine Welt von Feinden vermag. Nach Außen haben unsere tapferen Brüder mit unserem heldenhaften Kaiser und unübertrefflichen Heerführern an der Spitze der Übermacht nicht allein Stand gehalten, sondern solche Erfolge erzielt, daß auch das neutrale Ausland uns schon heute als die Sieger bezeichnet.

Aber auch nach Innen wurden durch die unerschöpflichen Kräfte unseres Volkes und die Weisheit und Vorsicht der führenden Kreise die Absicht unserer Feinde, uns wirtschaftlich und durch Aushungerung zu unterdrücken, zu nichte gemacht.

Im Wirtschaftsleben unserer Stadt und im Kreise unserer Mitglieder haben diejenigen, welche sich den veränderten Verhältnissen, der Umwandlung von Friedens- in Kriegswirtschaft, je eher desto besser anpaßten und in ihren geschäftlichen Verhältnissen dazu in der Lage waren, gute Erfolge erzielt. Unseren Mitgliedern, die sich an Heereslieferungen beteiligten, standen wir in allen Fällen, in welchen sie uns in Anspruch nahmen, mit günstigsten Bedingungen zur Verfügung. Verschiedene Handwerkerberufe haben sich meist unter Führung und Anleitung unserer rührigen Handwerkskammer zu Lieferungs- und Einkaufsgenossenschaften organisiert und namhafte Kriegslieferungsaufträge ausführen können. Ebenso hat sich unser Magistrat durch Errichtung der Vermittlungsstelle für Heereslieferungen und durch besondere Bemühung Kriegsaufträge nach unserer Stadt zu leiten, große Verdienste erworben. Derselben Anregung ist der Zusammenschluß eines Teiles der Lebensmittelbranche zu danken, zwecks billigem Einkauf und gerechter Verteilung von Butter, Eier und dergl.

Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß diese Organisationen, denen wir teilweise mit Rat und Tat zur Seite standen, auch nach dem Kriege fortbestehen und das wirtschaftliche Leben weiter günstig beeinflussen.

Dagegen lag die Bautätigkeit fast ganz darnieder und das Bauhandwerk hat unter den jetzigen Zeitverhältnissen sehr zu leiden, ebenso der Hausbesitz im Allgemeinen.

Unsere Kurindustrie hat in letzter Zeit, dank der Heilkraft unserer Bäder und der herrlichen Lage unserer Stadt, wieder einen Aufschwung zu verzeichnen. Wenn auch die große Zahl der überwiesenen kranken und verwundeten Offiziere und Mannschaften mit in Betracht kommt, so trägt doch auch viel zur Steigerung bei, daß viele Kurfremde statt ausländischer, heimische Bäder aufsuchen. In der ersten Hälfte des Monats März 1916 waren die hierfür zur Verfügung stehenden Räume zu drei Viertel besetzt und nach den Anmeldungen von Kurfremden werden diese für Ostern kaum ausreichen.

Unsere Gesamtumsätze betragen einschließlich des Übertrags aus 1914 M. 248,789,462.87, zuzüglich der baren Umsätze mit M. 91,268,812.25, zusammen M. 340,058,275.12, die Aktiven und Passiven M. 15,810,615.— (1914: M. 14,968,045.57).

Trotzdem, daß wir zur II. und III. Kriegsanleihe jeden geforderten Betrag aus Sparkasse, laufende Rechnung und teilweise auch aus Darlehen hergaben und mit rund $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark die Zeichnungen weiter leiteten, hat sich die Bilanzsumme nicht vermindert, sondern gegen 1914 um M. 842,569.43 erhöht. Der Stand unserer täglich greifbaren Mittel ist sogar erheblich höher wie in Friedenszeiten.

Eine große Anzahl unserer Mitglieder, deren wir später besonders gedenken werden, starben für's Vaterland auf dem Felde der Ehre oder durch Krankheit, die sie sich draußen zugezogen. Zu letzteren gehört auch unser treuer Mitarbeiter, der Kassierer unserer Sparkasse, Hermann Trimborn, der sich den in 1914 gefallenen Beamten Hühne und Zehner als dritter Verlust unserer Beamtschaft in Folge des Krieges anreihet. Ihr Andenken wird bei uns in Ehren gehalten werden.

Es ist bemerkenswert, daß sich unser Mitgliederbestand auf 5086 erhöht hat. Einem Zugange von 251 stand ein Abgang von 200 und zwar durch Tod 94, durch Ausschuß 15 und durch freiwilligen Austritt 91 gegenüber.

Unsere Zinssätze waren während des ganzen Jahres für die Geldnehmer 5 und $5\frac{1}{2}$ %, gebührenfrei. In laufender Rechnung wurden $3\frac{1}{2}$ %, gebührenfrei und für feste Gelder 4 % und auf längere Termine bis zu $4\frac{1}{2}$ % vergütet. Im Übrigen betragen die Zinsen der Darlehen gegen $\frac{1}{2}$ % und $\frac{1}{4}$ % jährige Kündigung ausnahmslos 4 %, die Sparkassenzinsen bei täglicher Verzinsung $3\frac{1}{2}$ %.

Alle sonstigen geschäftlichen Erledigungen: Überweisungen, Übertragungen, Zahlbarstellungen sind gebührenfrei, außerdem werden die Kontogegenbücher, Sched- und Platanweisungshefte unentgeltlich verabreicht. Die Platanweisungen sind stempelfrei und werden viel benutzt. Der Reingewinn betrug: M. 138,102.48 (1914: M. 160,688.75).

Unsere Vereinswertpapiere haben wir den derzeitigen Verhältnissen entsprechend noch unter dem Kurse vom 31. Dezember 1913, der schon niedriger war als der letztnotierte amtliche Kurs vom 25. Juli 1914, in die Bilanz eingestellt und auf dem bezüglichlichen Konto all den erheblichen Gewinn der Wertpapiergeschäfte aus 1915 zur Verrechnung gebracht, so daß wir keine weiteren Abschreibungen vorzunehmen brauchen. Nur M. 481.05 wurde als kleiner Endverlust in das Gewinn- und Verlustkonto aufgenommen.

Aus dem Reingewinn werden $5\frac{1}{2}$ % Dividenden mit M. 73,671.37 gewährt, der Hauptrücklage M. 10,035.— und der Kriegsrücklage M. 40,000.— zugewiesen, Abschreibungen auf Geschäftsgebäude und Hausgeräte mit M. 3,693.72 gemacht, für Kriegsfürsorge und gemeinnützige Zwecke M. 6,500.— bereitgestellt und M. 3,202.39 auf neue Rechnung übernommen.

Die auf Anregung und unter Führung der hiesigen Stadtverwaltung zur Gewährung von Hilfskrediten für Handel und Gewerbe gegründete Kriegskreditkasse, Gesellschaft mit beschränkter Haftung, an welcher wir uns mit M. 20,000.— beteiligten und wovon die erste Einlage mit M. 5,000.— geleistet ist, hat mit befriedigendem Erfolg gearbeitet, wenn auch der Geschäftskreis, wie voraus gesehen wurde, ein recht bescheidener war.

Die Vermietung von Schrankfächern in unserer im Vorjahre erweiterten feuer- und diebstahlsicheren Stahlkammeranlage (1000 Fächer) weist im verflossenen Jahre, namentlich durch Hinzutritt der Kriegsanleihenbesitzer solche Fortschritte auf, daß wir wieder einige hundert Fächer in Auftrag geben mußten, die in nächster Zeit angeliefert werden. Wir vermieten diese Schrankfächer zu einem Preise von M. 4.— an bis zu M. 25.— für das Jahr; monatliche Miete ist zulässig.

Alle Zweige des Bank- und Kreditgeschäfts haben wir zu den vorteilhaftesten und billigsten Bedingungen in unseren Geschäftskreis einbezogen, und wir stehen unserer Kundschaft bei allen Gelbangelegenheiten mit Rat und Tat jederzeit gerne zur Verfügung.

Am Schluß dieses Berichtes ist eine allgemeine Übersicht über die Entwicklung unserer Genossenschaft in den Jahren 1871—1915 angefügt.

Allgemeine Uebersicht über die Entwicklung der Vereinsbank Wiesbaden

in den Jahren 1871 bis 1915.

Jahr.	Mit- glieder- zahl.	Ge- schäfts- An- teile.	Rück- lagen.	Ausgaben auf Vorkasse, Wechsel u. an Schuldner in lauf. Rechnung, Hypotheken u. Realkaufsch.	Bestand d. Gesamt- Schuldner.	Einnahmen der Sparkasse, Darlehen, und auf bestimmte Reiten fest an- gelegten Gelder.	Ein- zahlungen d. Gläubiger in laufend. Rechnung	Bestand der Sparkasse, Dar- lehen, und auf bestimmte Reiten fest an- gelegten Gelder	Bestand der Gläubiger in laufend. Rechnung.	Geschäfts- Umsatz auf beiden Seiten des Haupt- buches.	Rein- Ge- winn.	Gewinnanteile %	Verwal- tungs- und Ge- schäfts- kosten.
		Mart.	Mart.	Mart.	Mart.	Mart.	Mart.	Mart.	Mart.	Mart.	Mart.		Mart.
1871	319	31,934	1,188	281,568	108,539	99,942	65,371	58,907	11,123	859,082	1,070	6	2,449
1872	364	39,847	1,638	480,283	193,758	148,866	176,219	95,059	21,424	1,686,167	1,450	6	3,283
1873	400	57,756	2,935	809,006	252,672	214,358	276,780	136,279	30,722	2,934,023	5,717	10	4,127
1874	444	79,852	3,892	1,141,363	389,337	335,551	296,112	209,543	58,355	3,859,025	6,906	10	5,260
1875	502	98,979	5,313	1,469,082	513,794	443,267	355,444	292,283	54,002	4,772,446	9,173	10	6,245
1876	488	109,979	7,813	1,635,585	530,075	532,360	307,618	377,315	82,351	5,244,063	10,771	8	6,929
1877	507	114,022	10,586	1,876,499	623,144	568,977	428,482	349,232	78,272	6,293,084	11,939	8	7,833
1878	480	112,969	11,219	1,657,534	542,498	562,122	362,343	354,050	61,041	5,517,498	10,537	6	8,708
1879	478	111,824	13,263	1,427,580	510,149	545,899	407,191	367,153	76,338	5,485,477	8,672	6	9,013
1880	476	111,008	14,764	1,404,766	493,558	600,317	415,950	430,834	77,678	5,077,778	8,697	6	8,488
1881	469	109,374	15,313	1,537,064	512,553	646,331	444,425	404,308	99,388	5,749,018	7,182	6	8,516
1882	474	109,877	16,418	1,987,726	635,605	630,663	497,349	451,253	127,153	8,180,850	8,551	6	9,431
1883	485	113,109	17,818	1,808,408	577,739	672,042	711,045	442,277	161,009	7,679,296	7,859	7	9,261
1884	511	124,417	19,357	1,891,232	643,594	706,507	970,357	522,659	185,235	8,636,556	10,192	7	9,202
1885	545	136,781	20,754	2,221,866	673,023	745,798	1,138,733	480,219	201,292	12,111,094	10,769	7	9,983
1886	583	147,998	22,128	1,934,844	662,798	769,454	1,273,964	526,230	231,679	11,665,232	10,638	6	9,815
1887	601	152,898	22,983	1,950,479	750,516	810,443	1,361,720	560,749	262,451	12,364,547	10,179	6	10,287
1888	602	160,009	24,500	2,233,490	711,385	900,336	1,271,007	621,129	260,504	13,953,247	13,271	7	10,490
1889	650	171,132	23,275	2,364,931	807,361	1,007,345	1,357,967	712,716	248,717	14,242,620	11,339	6	11,526
1890	667	185,167	22,096	2,768,219	935,987	1,164,438	1,512,160	711,621	271,950	14,772,066	9,072	5	12,485
1891	684	190,911	24,630	3,353,154	935,284	1,214,731	1,608,049	732,049	233,294	16,646,698	13,263	6	13,668
1892	718	201,949	32,869	3,548,604	1,039,639	1,299,846	2,110,184	787,631	354,528	18,327,860	19,885	6	14,466
1893	754	208,092	38,978	3,717,681	1,180,595	1,329,007	2,403,335	861,276	377,091	20,953,421	17,859	6	15,512
1894	797	218,287	55,290	3,584,009	1,201,633	1,311,262	2,617,016	883,623	434,204	21,809,941	18,487	6	16,063
1895	831	229,253	60,930	3,862,364	1,366,744	1,510,018	2,734,141	1,060,424	369,933	21,786,010	19,551	6	18,589
1896	905	246,910	67,711	4,568,723	1,567,527	1,793,419	2,959,161	1,227,746	323,883	25,000,935	19,765	6	20,037
1897	1,007	269,354	76,878	5,226,490	1,778,092	2,026,925	3,163,078	1,427,521	466,719	26,716,937	22,782	6	21,600
1898	1,121	301,830	86,915	6,259,393	2,201,265	2,261,803	4,004,110	1,635,766	461,702	34,822,213	29,312	7	22,563
1899	1,312	345,424	100,000	7,485,208	2,444,132	2,668,634	4,896,762	1,802,667	583,090	42,298,176	39,089	7	23,629
1900	1,519	397,659	117,000	10,383,227	3,083,700	3,329,135	7,029,181	2,261,002	801,861	55,968,288	49,678	7	26,271
1901	1,822	472,704	140,000	12,211,899	3,520,497	3,992,185	10,552,151	2,683,154	1,207,461	74,296,361	51,262	6 1/2	30,029
1902	2,099	543,370	170,000	15,222,558	4,385,371	5,025,604	12,521,452	3,467,870	1,408,071	102,683,721	64,151	6 1/2	31,880
1903	2,442	619,208	210,000	20,101,542	5,738,964	6,519,107	17,042,861	4,194,389	1,880,153	136,815,679	86,242	7	40,107
1904	2,821	734,941	260,000	25,595,898	5,712,214	7,429,449	20,034,151	4,670,599	2,047,375	155,591,998	105,039	7	44,491
1905	3,216	835,332	315,000	29,715,692	7,096,621	8,135,037	22,805,574	5,268,026	2,214,187	190,223,196	117,509	7 1/2	57,504
1906	3,608	952,020	385,000	34,701,802	8,137,247	8,351,662	24,872,246	5,435,330	2,821,424	201,868,888	143,111	8	64,886
1907	3,872	1,043,535	450,000	40,960,525	9,297,794	8,870,667	26,829,448	5,958,870	2,972,753	223,968,855	171,118	8	78,402
1908	4,150	1,129,939	520,000	40,656,592	10,108,683	9,038,354	29,411,227	6,325,595	3,419,557	223,871,002	148,062	7 1/2	96,462
1909	4,381	1,200,063	585,000	44,364,576	10,635,577	9,794,763	29,604,986	6,983,791	3,590,302	234,896,730	131,371	6 1/2	102,181
1910	4,565	1,257,281	630,000	41,913,191	10,705,314	10,566,946	29,431,119	7,263,051	3,575,038	234,191,560	150,816	6 1/2	107,041
1911	4,785	1,317,093	675,000	41,280,954	11,251,541	10,693,919	31,806,380	7,350,660	3,610,153	244,827,643	159,667	6	113,404
1912	4,892	1,351,435	715,000	43,086,061	11,628,199	10,847,030	32,554,275	7,460,204	3,620,763	260,622,752	155,772	6	125,060
1913	4,977	1,370,777	775,000	42,979,264	12,019,687	10,900,731	32,736,166	7,648,724	3,937,907	256,726,349	182,887	6	135,947
1914	5,035	1,385,352	815,000	39,044,344	11,563,417	12,464,949	30,088,298	8,607,776	3,387,325	243,505,095	160,689	5 1/2	142,092
1915	5,086	1,381,817	832,103	35,294,215	11,811,350	12,330,169	31,254,230	8,364,830	4,746,044	248,789,463	138,102	5 1/2	135,603

Gewinn-
Vortrag
auf 1916:
5,702

Der Aufsichtsrat, welcher in verschiedene Kommissionen eingeteilt ist, nahm außer den Bestandsaufnahmen am 31. Dezember und der sorgfältigen Prüfung des Jahresabschlusses des Jahres ununterbrochenen Prüfungen sämtlicher Geschäftszweige und Bestände vor. In mehreren besonderen gemeinschaftlichen Sitzungen wurde, wie alljährlich, eine eingehende Nachprüfung der Rechnungen in Bezug auf die Sicherheit der Schulden und Deckung vorgenommen. Die gemeinschaftlichen Sitzungen des Vorstandes und Aufsichtsrates finden wie bisher alljährlich am Donnerstag statt.

In 1915/16 fand auch die gesetzlich vorgeschriebene amtliche Revision des Herrn Verbandsprüfungsbeamten Seibert statt und wurde dieselbe eine weitere eingehende Prüfungstätigkeit im Auftrage des Aufsichtsrates wie alljährlich aus, indem er an verschiedenen Tagen ununterbrochenen Prüfungen der verschiedenen Einrichtungen, Geschäftszweige und Bestände vornahm. Die bezüglichen Prüfungsberichte gelangten in der Hauptversammlung zur Vorlegung.

Über die Geschäftsentwicklung und das Geschäftsergebnis im Einzelnen gibt der folgende Bericht Aufschluß.

Nachstehend geben wir die Verwendung des Reingewinnes, die Gewinn- und Verlustrechnung für 1915, die Zusammenstellung der Einnahmen und Ausgaben im Jahre 1915, den Geschäftsabstand nach der Berechnung des Reingewinnes, sowie eine allgemeine Übersicht über die Entwicklung unserer Vereinsbank in den Jahren 1871 bis einschließlich 1915.

Wiesbaden, den 29. März 1916.

Vereinsbank Wiesbaden

Eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung.

Meis. Schönsfeld. Michel. Mergenthal. Dehmann.



Verwendung des 1915er Reingewinnes:

Abreibung auf Geschäfts- und Hausgeräte	1,683.72
Abreibung auf Geschäftsgebäude Mauritiusstr. 7 (Haus-Konto I)	2,000.—
Abreibung auf Geschäfts- und Wohngebäude Hochstättenstr. 4 (Haus-Konto II)	1,000.—
Abreibung auf geleistete Bürgschaften	10,035.—
Abreibung zur Kriegs-Rücklage	40,000.—
Abreibung zur Wohlfahrts-Rücklage für die Angehörigen unserer Vereinsbank	2,000.—
Abreibung zur Unterhaltung der Hinterbliebenen im Kriege gefallener, sowie kriegsinvalider Vereinsbankmitglieder und Vereinsbankangehörigen und deren Angehörigen	4,924.01
5 1/2 % Gewinn-Anteile an den nicht voll eingezahlten Geschäfts-Anteilen	68,747.36
5 1/2 % Gewinn-Anteile zur Auszahlung	1,000.—
Verwendung für die städtische Kriegsfürsorge in Wiesbaden	300.—
Verwendung für die Wiesbadener Volksspende	100.—
Zufließen für die Hochschule des Lokal-Gewerbe-Vereins in Wiesbaden	100.—
Beitrag an den kaufmännischen Verein in Wiesbaden, für die Abhaltung von Handelshochschulfestlichkeiten	100.—
Beitrag an die Deutsche Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime e. V. in Wiesbaden	100.—
Ueberschlag auf Gewinn-Konto für 1916	3,202.39
	RM. 138,102.48

Der Kursverlust an den Wertpapieren unserer Vereinsbank mit RM. 481.05 wurde auf Gewinn- und Verlust-Konto verrechnet.

Geschäftsstand am 31. Dezember 1915

nach der Berechnung des Reingewinnes.

Aktiva.

Passiva.

	RM.	S.		RM.	S.
1. Kassenbestand	188,529	23	1. Geschäfts-Anteile (Mitglieder-Guthaben):		
2. Fremde Geldsorten und Zinsscheine	34,198	71	a) verbleibender Mitglieder	RM. 1,336,776.50	
3. Guthaben bei der Reichsbank (Giro-Konto)	64,492	12	b) ausscheidender	45,040.15	1,381,816 65
4. Postcheck-Konto (Nr. 250 Frankfurt a. M.)	10,415	63	2. Gefällige Rücklage		341,000 —
5. Guthaben bei Banken (Banken-Konto)	1,281,072	90	3. Sonder-Rücklage		440,000 —
6. Bank-Wechsel	750,000	—	4. Kriegs-Rücklage		40,098 25
7. Wechsel (2,871 Stück)	1,749,081	56	5. Wohlfahrts-Rücklage für die Angehörigen unserer Vereinsbank		7,000 —
8. Rückwechsel	1,972	48	6. Rücklage zur Unterhaltung der Hinterbliebenen im Kriege gefallener, sowie kriegsinvalider Vereinsbankmitglieder und Vereinsbankangehörigen und deren Angehörigen		4,004 50
9. Wechsel zum Einzug	666	84	7. Sparkasse unserer Vereinsbank, Einlagen mit 1/2 jähriger Kündigungsfrist (11,543 Bücher)		4,846,515 37
10. Wertpapiere unserer Vereinsbank	928,524	90	8. Darlehen auf Kündigung (Anlehen gegen Schuldscheine unserer Vereinsbank):		
11. Schuldner in laufender Rechnung (735 Konten):			a) mit 1/2 jähriger Kündigungsfrist	RM. 1,081,706.50	
a) gegen Verpfändung börsengängiger Wertpapiere	RM. 2,207,524.86		b) mit 1/2 jähriger Kündigungsfrist	1,171,080.05	2,252,786 55
b) gegen persönliche Bürgschaften	1,418,586.57		9. Auf bestimmte Zeiten fest angelegte Gelder (291 Konten)		1,265,527 75
c) gegen Hypotheken und weitere Bürgschaften	1,314,596.65	4,940,708 08	10. Gläubiger in laufender Rechnung (2,234 Konten)		4,113,628 16
12. Hypotheken und Restkaufschillinge	309,829	50	11. Gläubiger in laufender Rechnung (Kredite) [121 Konten]		632,415 74
13. Vorschüsse (1,762 Posten):			12. Hypotheken-Schulden		46,244 49
a) gegen Verpfändung börsengängiger Wertpapiere	RM. 684,811.72		13. Sicherheits-Wechsel (Geleistete Bürgschaften)		304,350 87
b) gegen persönliche Bürgschaften	1,533,675.87		14. Unverrechnete Posten		14,845 36
c) gegen Hypotheken und weitere Bürgschaften	2,593,243.24	4,811,730 83	15. Noch zu zahlende, erst in 1916 zur Auszahlung kommende Zinsen von Darlehen (Anlehen gegen Schuldscheine)		37,566 86
14. Gegenwechsel für geleistete Bürgschaften	304,350	87	16. Vorausserhöbene, dem Jahre 1916 zugutkommende Wechsel-Zinsen		8,364 70
15. Ende 1915 aufgelaufene, erst in 1916 noch zu empfangende Zinsen von:			17. Gewinn-Anteile		68,747 36
a) Vorschüssen	RM. 67,189.70		18. Zuwendungen aus dem 1915er Reingewinn:		
b) Hypotheken und Restkaufschillingen	6,298.60	79,041 35	für die städtische Kriegsfürsorge Wiesbaden	RM. 1,000.—	
c) Wertpapieren unserer Vereinsbank	5,553.05	2,000 —	„ Wiesbadener Volksspende	1,000.—	
16. Geschäfts- und Hausgerät	2,000	—	an Lokal-Gewerbe-Verein Wiesbaden	300.—	
17. Geschäftsgebäude Mauritiusstraße 7 (Feldgerichtlicher Schätzungswert RM. 276,000)	RM. 225,000.—		„ Kaufmännischer Verein Wiesbaden	100.—	
Geschäfts- und Wohngebäude Hochstättenstraße 4 (Feldgerichtl. Schätzungswert RM. 150,000)	124,000.—	349,000 —	„ Deutsche Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime e. V. Wiesbaden	100.—	2,500 —
18. Beteiligung bei der Wiesbadener Kriegskreditkasse G. m. b. H.	5,000	—	19. Gewinn-Vortrag auf 1916		3,202 39
	15,810,615	—			15,810,615 —

Nach Abschluß des Jahres 1915 betrugen die Geschäftsguthaben der Mitglieder
Die sämtlichen Rücklagen
Der Gewinnvortrag auf 1916

RM. 1,381,816.65 Pf. gegen 1914 weniger RM. 3,535.31 Pf.
„ 832,102.75 „ „ „ mehr „ 9,157.85 „
„ 5,702.39 „ „ „ „ „ „
RM. 2,219,621.79 Pf. „ „ „ „ RM. 5,022.54 Pf.
„ 2,543,000.— „ „ „ „ „ 25,500.— „

Das eigene Vermögen beträgt demnach
Die Haftsumme von 5,086 Mitgliedern je RM. 500.— beträgt

Uebersicht der Ausgaben und Einnahmen im Jahre 1915.

Einnahmen.			Gewinn- und Verlust = Berechnung 1915.			Ausgaben.		
Unverrenteter Gewinn aus 1914	13,647 29		Zinsen der Sparkasse	—	174,262 81			
Davon in 1915 bezahlt:			Zinsen der Darlehen gegen Schuldlose, in 1915	99,225 71				
an die Gläubiger Kriegsfürsorge	391,2,000.—		ausbezahlt					
an Zinsabgaben	300.—		Zugänglich der Ende 1914 aufgelaufen gewesen,	29,811 40				
an den Sozial-Verwerbe-Verein	100.—		in 1915 zur Vorauszahlung geschuldeten und	69,414 31				
an den Kaufmännischen Verein	100.—		in obigem Betrag enthaltenen Zinsen . .					
an Zinsabgaben	100.—							
an die Deutsche Gesellschaft für								
Kaufmanns - Erbschaftssteuer	100.—							
E. d. an Zinsabgaben	100.—							
Gewinn aus fremden Wechseln und Zinsabgaben	2,500 —		Zugänglich der Ende 1915 aufgelaufenen, erst	37,566 86				
an Zinsabgaben	—		1916 zur Vorauszahlung gelangenden	106,981 17				
Zinsen von Zinsen:			Zinsen					
a) in 1915 verrentet	13,339 50		Zinsen der auf bestimmte Zeiten fest ange-	—	48,559 32			
b) am 31. Dezember 1915 angespartene	35,863 70		legten Gelder	—	124,095 80			
Verdiesel-Zinsen, verrentet in 1915	113,611 32		Zinsen der Gläubiger in laufender Rechnung	—				
Zinsen die in 1914 vorangetragen, der 1915er	7,335 80		Zinsen der Kreditnehmer in laufender Rechnung	—	12,286 97			
Rechnung zugutkommenen Verdiesel-Zinsen	121,447 12		für deren Gläubiger	—	160 90			
			Zinsen der unterzeichneten Personen	—	3,756 10			
			Verdiesel-Zinsen	—	488 79			
			Geldern	—	960 86			
			Verdieselgebühren	—	94,213 96			
			Verrentungskosten	—				
			Geldverlusten vorausgabt	41,825 12				
			als Entsch. aus Urteilsverfahren, Entsch. von					
			Gerichten, gerichtliche Vermögensgegen-					
			ständen und dergleichen verrentet	436 48	41,388 64			

[illegible]